

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Volksblatt. 1878-1882 1878**

12 (24.3.1878)

grüßet Alles, das Gute  
behält!

Eines Mannes Rede ist  
keine Rede,  
Man muß sie hören zwee.

Im Nützlichem Einheit,  
Im Zweifelhaften Freiheit,  
In Allem Liebe!

# Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Hoffinger.

Erscheint jede Woche.  
Bestellbar bei der Post  
und im Buchhandel.  
Preis vierteljährlich: Im  
Reichspostgebiete, bei der  
Post abgeholt, 40 Pf.;  
ins Haus gebracht und im  
Buchhandel (Commission  
von Carl J. Trübner in  
Straßburg i. G.) 55 Pf.  
Passende Anzeigen: Die  
Nonpareille-Beile oder  
deren Raum 30 Pf.

Nr. 12.

Straßburg im Elsaß,

24. März 1878.

## Konstantinopel und seine Umgebung.

Konstantinopel war das Ziel, welchem die Russen in Eile, mit der die Türkei auf Abschluß des Friedens dem vor Kurzem beendigten Kriege zustrebten; nur die drang, und die Einsprache am Kriege nicht theilhabter



Großmächte verhinderten ihren Einzug in diese altberühmte, in diese außerordentlich schöne Stadt.

Sie wurde, von den Türken Istantul oder Stambul genannt, ums Jahr 658 vor Christi Geburt ge-

geündet und hieß einst Byzanz. Im Jahre 330 nach Christus machte sie Konstantin der Große zur Hauptstadt des Römischen Reichs; nach ihm wurde sie Konstantinopel (Stadt Konstantins) geheißt. Von nun an war sie der Sitz des römischen, später des oströmischen Kaiserthums, bis sie die Türken im Jahre 1453 eroberten. Seither ist sie in deren Besitz.

In Bezug auf ihre schöne Lage wird sie kaum von irgend einer Stadt der Welt übertroffen.

Der Bosphorus, die Meerenge, welche aus dem Schwarzen Meer in das Marmarameer führt, macht bei Konstantinopel eine schmale Bucht, das Goldene Horn genannt. Von ihr und dem Marmarameer wird eine Landzunge gebildet, auf der Konstantinopel liegt. Die Zahl der Bewohner dieser Stadt beläuft sich auf etwa 600,000. Mit ihrem Reichthum (dem zur Stadt gehörigen Bezirke) hat sie (nach einer amtlichen Angabe vom 16. Februar 1877) 163,836 Baulichkeiten, darunter 674 Moscheen und 169 Kirchen christlicher Bekenntnisse und Synagogen. Besonders berühmt ist die in eine Moschee umgeänderte Sophientirche. In der Stadt selbst sah es vor den großen Feuersbrünsten im September 1865 und Mai 1866 unfreundlich aus. Seitdem ist daselbst für Straßenanlagen, Bau steinerner Häuser u. A. viel gethan worden. Unter ihren Vor-

städten ist Pera als Hauptsitz europäischer Gesandtschaften besonders wichtig. Auch hier wüthete (am 5. Juni 1870) ein großer Brand, in Folge dessen dieser Stadttheil ein ganz anderes, viel hübscheres Aussehen erhielt. Das Marmarameer, welches durch die Dardanellenstraße mit dem ägäischen Meere verbunden ist, hat einen Flächeninhalt von ungefähr 220 Quadratmeilen. Der Bosphoruskanal, durch welchen man ins Schwarze Meer gelangt, ist 30 Kilometer lang, 900—4000 Meter breit, durchschnittlich 56 Meter tief und reicht für die größten Schiffe aus.

Das Schwarze Meer ist etwa 7600 Quadratmeilen groß (etwa so groß als Preußen und Bayern zusammen) und war der Hauptschauplatz des Krieges, welchen die Russen in den Jahren 1853—1856 mit den Türken und deren Verbündeten führten. Rußland möchte gerne freie Fahrt durch den Bosphorus und die Dardanellenstraße erlangen. Eine solche Erstarlung dieser Macht wollen jedoch andere Staaten, besonders England, nicht dulden, und es wird auf dem Gebiete, welches unser Bild veranschaulicht, wohl noch mancher Kampf ausgerungen werden, ehe die Besitzverhältnisse sich so geordnet haben, daß ein langer Friede gesichert erscheint.



Die Sophientirche in Konstantinopel, erbaut unter Kaiser Justinian 532—537, jetzt eine Moschee.

### Es steht statistisch fest.

„Es steht statistisch fest, d. h. es kann durch Berechnung nachgewiesen werden“, dieses Wort ist eine beliebte Betherungsformel geworden, welche man jetzt allgemein im Leben des Volkes hört. Es lohnt sich wohl der Mühe, einmal darüber nachzudenken, was dieser Ausruf zu bedeuten hat.

Die „Statistik“ oder die Beobachtung und Be-

schreibung des menschlichen Gesellschaftslebens vermittels der Zahl ist noch eine recht junge Wissenschaft<sup>1</sup>.

Die Forscher, welche sie pflegen, suchen das Leben

<sup>1</sup> Sie wurde zuerst von einem Berliner Theologen, Namens Süssmilch, zur Zeit Friedrichs des Großen angebahnt. Der französische Gelehrte Guerry (spr. Gerry) und der Belgier Quetelet (Ketele) haben sie jedoch eigentlich als Wissenschaft begründet, und deutsche Gelehrte wie Wapvans, Wagner, Knapp, Engel, Meyer und von Dettinzen haben sie bearbeitet und bereichert.

des einzelnen Menschen wie der gesammten Menschheit unter die Zahl zu stellen, indem ihnen Alles berechenbar erscheint. Gleichsam hoch über dem Gewirr aller menschlichen Dinge sitzt der Statistiker auf einsamer Warte und verzeichnet mit rührigstem Spürsinn jede noch so geringe Erscheinung. Die Zahlen seines Buches verkündigen Millionen von Thatfachen, welche ihm die Beobachtung des Durcheinanderlebens der Menschheit bietet. Diese Zahlen ordnet er nach bestimmten Gesichtspunkten und verwendet die gefundenen Ergebnisse zur Erklärung vieler Thatfachen im menschlichen Leben, welche bisher wenig erklärt werden konnten.

Der Muth, die Welt durch Zahlen zu erklären, wächst immer mehr, je großartiger und interessanter die Resultate sind, welche diese ziffernmäßige Beschreibung fast auf allen Gebieten des Lebens darbietet. Da wird z. B. der Wohlstand eines Volkes berechnet; man weiß, daß in Preußen über 6 Millionen Menschen von der Klassensteuer befreit sind, weil sie nicht 140 Thaler jährliches Einkommen haben, daß es dagegen 169 Millionen gibt, von denen 68 in Berlin wohnen, und unter denen Rothschild in Frankfurt a. M. u. Krupp in Essen die reichsten sein sollen. Oder man zählt alle Druckschriften, welche in einem Jahre erscheinen — im Jahre 1874 sind es in Deutschland 12,070 gewesen — und findet, daß die Theologie (Gottesgelehrsamkeit) bis zum Jahre 1871 die Königin war, daß aber von dieser Zeit ab die übrigen Wissenschaften dieselbe überflügelt haben. Aus der sogenannten Ehestatistik hören wir die Thatfache, daß in den 4 Jahren von 1867—1871 nicht weniger als 1271 Frauen und 7137 Männer über 60 Jahre in Preußen in die Ehe traten. 11 Greisinnen über 60 Jahre fanden in dieser Zeit noch Männer von unter 20 Jahren und nicht weniger als 51 Frauen über 66 Jahre traten mit jungen Männern von 20—30 Jahren an den Traualtar, ja — man staune — 8157 alte Damen von 50—60 Jahren wurden in demselben Zeitraum noch junge Ehefrauen. Es gibt wohl kein Gebiet des an bisher unerklärlichen Geheimnissen überreichen Lebens, auf welches die Statistiker nicht ihre Berechnungen richten.

Das Merkwürdigste bei diesen Massenbeobachtungen bleibt es, daß bei der Aufzählung von Handlungen, welche offenbar aus dem freien Willen des einzelnen Menschen hervorgehen, große Regelmäßigkeiten gefunden werden, in denen dieselben sich unter gewissen Bedingungen entweder wiederholen oder ab- und zunehmen. So bei der Eheschließung. Auf Grund von genauen Beobachtungen von 12 europäischen Ländern in bestimmten Zeitperioden sieht es fest, daß je 100 Männer im Durchschnitt nur unter 103 bis 104 Frauen wählen. Der Einfluß des Getreidepreises scheint sehr gleichmäßig auf die Heirathslustigen zu wirken; sind die Kartoffeln gut gerathen, so werden unter den Banern nicht bloß viel mehr Ehen geschlossen als sonst, sondern nach den Beobachtungen der Statistik vermindert sich auch die Zahl der Eheschließungen mit der Ab- und Zunahme des Kartoffelpreises. Aehnliche Regelmäßigkeiten werden gefunden

bei der Beobachtung des Civilstands, des Alters, ja der Confession der Heirathenden und namentlich in Bezug auf die Scheidungen. Nach den im Königreich Sachsen aufgestellten Daten hat es sich ergeben, daß bei Diensthöfen und Tagelöhnern die wenigsten Scheidungen vorkommen, bei Beamten und Kaufleuten schon mehr, am meisten bei den der Kunst und Wissenschaft Obliegenden, namentlich bei Schauspielern und Theatersängern.

Die Rechtspflege und innere Mission haben in letzter Zeit genaue Tabellen über die Verbrecher aufgestellt und die große Verwandtschaft der Verbrechen unter sich sowie die geistige Gefangennehmung des Einzelnen durch böses Beispiel und Verführung nachgewiesen. Sie haben die Regelmäßigkeiten in der Zunahme und Abnahme der Vergehen, den Rück- und Fortgang der Schlechtigkeit im Volksleben durch die gefundenen Zahlen aufs Genaueste darlegen können. Erschreckend ist die Thatfache, daß die Zunahme der Selbstmorde fast in allen Ländern eine regelmäßige ist. Auch ist nachgewiesen, daß im Juni und Juli, also in der heißen Jahreszeit, die Menschen am meisten dazu neigen, den Faden ihres Lebens mit eigener Hand zu zerreißen, daß im Sommer sich mehr Frauen das Leben nehmen als im Winter. Der Zusammenhang zwischen Sonntagsentheiligung und Selbstmord liegt klar vor Augen. Unter den Männern kommen Sonntags die wenigsten Selbstmorde vor, die meisten am Montag und Dienstag; das weibliche Geschlecht wählt den Sonntag gern zur Vollziehung der entsetzlichen That. Nach einem französischen Beobachter geschieht in Frankreich der Selbstmord am häufigsten des Morgens früh zwischen 6—8 Uhr, nach preußischen Berechnungen stellt sich für diese That der Nacht eben die Nacht, die eintretende Finsterniß als die gesuchte Stunde heraus.

Es würde den Raum des Volksblattes überschreiten, wenn wir näher auf die Ergebnisse der statistischen Zahlen und Berechnungen eingehen wollten. Nur zwei sehr gewichtige Punkte müssen wir kurz erörtern.

Zunächst wollen wir fragen, welchen Nutzen hat die Beobachtung und Feststellung des menschlichen Lebens in Zahlen?

Sie lehrt ganz entschieden, wie wir zu jeder Zeit im Gesamtleben der Menschheit von unzählig vielen Mächten beeinflusst werden. In dem Leben der Familie, des Berufes, des Volkes, der Kirche sehen wir Schranken über Schranken um uns gezogen. Wir Menschen bilden alle eine geheimnißvolle Einheit, ein jeder ist mit dem Ganzen verkettet, keiner kann sich trennen und sprechen: „Ich bin eine Ausnahme!“ Wie Kälte und Wärme, Witterung und Jahreszeit unsere Handlungen bedingen, so unabweisbar sind auch die vielen Einwirkungen der Gesellschaft auf unsere Entschlüsse. Sonst könnte die Statistik nicht die Gleichmäßigkeit in den Handlungen zugleich von Tausenden durch Zahlen beweisen. Wir können die Statistik dazu verwerten, dieses Gesamtleben zum Heile des Einzelnen zu ordnen und zu lenken.

Aber könnte man nicht aus den Ergebnissen dieser Wissenschaft folgern, daß der Mensch vollständig den

obengenannten Mächten unterliegt, daß er an dieselben gebunden ist, wie der Gefangene an die Kette?

Allerdings hat man die Statistik schon oft dazu verwenden wollen, die Freiheit des menschlichen Willens zu läugnen und die Behauptung aufzustellen, daß der Mensch nur will und kann, was er muß, indem jede Freiheit nur Schein sei. So sagt z. B. Wagner: „Die Regelmäßigkeit der scheinbar willkürlichen Handlungen ist so, als ob in unsern Staaten jährlich eine Anzahl Leute ausgetooft würden, nicht etwa um den Kriegsdienst zu leisten, sondern um Ehen zu schließen, Verbrechen zu begehen, Selbstmorde zu vollziehen und am Säuferswahnsinn zu sterben.“ Diese und ähnliche Auslassungen vieler Gelehrten in unsern Tagen werden von der Menge gern gehört, weil daraus der Schluß gezogen wird, daß wenn der Mensch nicht vollständig frei ist, er auch nicht für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden kann. Werden wir von unabweisbaren Mächten zum Schlechten getrieben, dann kann uns kein Mensch anklagen, geschweige unser Gewissen verdammen. Unsere Zuchthäuser müßten geschlossen werden, da ihre Insassen Schurken aus Nothwendigkeit sind, man müßte sie nach dem Wunsche manches Volksbeglückers in Invalidenhäuser umbauen. Derjenige, dem sein Weib von Mörderhand getödtet wird, müßte sich aus Zahlen den Trost holen, daß nach der Berechnung auf die Unglückliche das Poos fallen mußte in diesem oder jenem Jahr. Es entsteht darum die Frage: Beweist die Statistik die Gebundenheit des menschlichen Willens? Sind wir völlig unfrei?

Zunächst gestehen alle ehrlichen Statistiker ein, daß es bis jetzt äußerst schwierig ist, bei der Massenbeobachtung der Menschen die richtigen Zahlen zu finden; es kommen dabei große und viele Irrthümer vor. Sodann ist es nicht leicht, aus den gefundenen Zahlen der Thatfachen einen richtigen Schluß auf die inneren Beweggründe des menschlichen Herzens zu den Handlungen zu ziehen. Decken sich etwa die Handlungen mit unserer Gesinnung? Unsere Thaten sind die Ergebnisse vieler inneren Ueberlegungen und äußeren Anstöße, die wir meistens nicht verfolgen können. Ferner vermag die Statistik keine Gesetze und zwingende Nothwendigkeiten, sondern nur Wahrscheinlichkeiten nachzuweisen. Die vielen Ausnahmen, welche sie neben allen Regelmäßigkeiten darlegt, beweisen gerade die Möglichkeit des freien Willens. Z. B. wenn ein Unglücksjahr

eintritt, läßt die Ehezeiffer nach, aber dennoch heirathen viele trotz des Unglücks, trotz der dürftigsten Lebensverhältnisse, trotz des höchsten Getreidepreises. Endlich verwahrt sich gegen die Läugnung des freien Willens das Innere des Menschen, das gute Gewissen wie das Schuldgefühl; wir würden uns selbst nicht anklagen, wenn wir uns nicht frei und verantwortlich fühlten. Die Natur muß blind gehorchen, das Thier hat nur Instinkt, ist also gebunden, der Mensch aber ist innerhalb der Schranken des Möglichen und Nothwendigen eine freie Persönlichkeit. Das ist unser Besitztum, unser Erwerb, was im letzten Grunde von dem Willen in's Leben gesetzt wird.

Aber wie verhält sich die Statistik zum freien Willen?

Durch ihre überraschenden Zahlengefüge eröffnet uns dieselbe einen großartigen Blick in die höhere Weltordnung Gottes, welcher das Gewirr des menschlichen Lebens immer wieder durch seine weise Gesetzmäßigkeit beherrscht. Selbst bei der gottwidrigen Entwicklung der Menschen in der Sünde machen sich diese Gedanken der göttlichen Ordnung als Mächte geltend, die zur Selbstregelung des großen Ganzen nöthigen. Die ewigen Hauptgesetze Gottes können durch zeitliche und geschichtliche Mächte nicht in Verwirrung gerathen.

Mitten in diesem Lebensgebiet steht der einzelne Mensch, nicht eine bloße Zahl, die gezählt wird, sondern eine selbstständige Größe, die mit zählt, d. h. die durch ihren Willen zu der geschichtlichen Veränderung des Ganzen beiträgt. Jeder Gedanke, jedes Wort, jede That ist ein Capital, das Zinsen trägt. Alles hat seine Folgen, die Wohthat, die Unthat, aber das Alles geräth nie in ein willkürliches Durcheinander; ja daß die Bücher der Weltordnung Gottes stimmen, das sagen die Thatfachen der Statistik.

Wir sind alle auf dem Strome des Lebens, er treibt uns, wir werden getrieben, auch wenn es uns im Rahne scheint, als ständen wir einen Augenblick stille. Nur ein gutes Steuerruder kann das Fahrzeug lenken, kann die Untiefen und den Felsen meiden, es kann uns in den Hafen einlaufen lassen. Dieses Steuerruder ist der freie Wille. Wohl uns, wenn dieser Wille sich im Einklang weiß mit dem Willen, der den Strom des Lebens lenkt. Dann sind wir wahrhaft frei.

Colmar.

Dr. Rocholl.

### Wie es auf dem Monde aussieht.

Wer hat nicht, wenn er in einer mond hellen Nacht auf befanntem Pfade dahinschritt, wieder und wieder seinen Blick hinauf gerichtet zu dem freundlichen Gestirne, dessen mildes Licht die Gegend mit so zauberischem Glanze übergießt? Wer hat sich dabei nicht die Frage vorgelegt: Ist es dort oben wie hier auf unserer Erde, wandeln dort Wesen, die uns gleichen? Und woher rührt die Abwechslung von Licht und Schatten, die auf diesem Himmelskörper wahrzunehmen ist, selbst wenn er am hellsten leuchtet? Zu allen Zeiten beschäf-

tigten solche Fragen Menschen, welche Sinn haben für die uns allenthalben umgebenden Räthsel der Natur. Und je nach dem Bildungsgrade, den sie einnahmen, gaben sie sich darauf gar verschiedene Antworten. Viele Völker, deren geistige Entwicklung noch nicht weit gebiehen, zollen dem Monde göttliche Verehrung, bei Vielen haben sich seltsame Sagen über ihn ausgebildet.

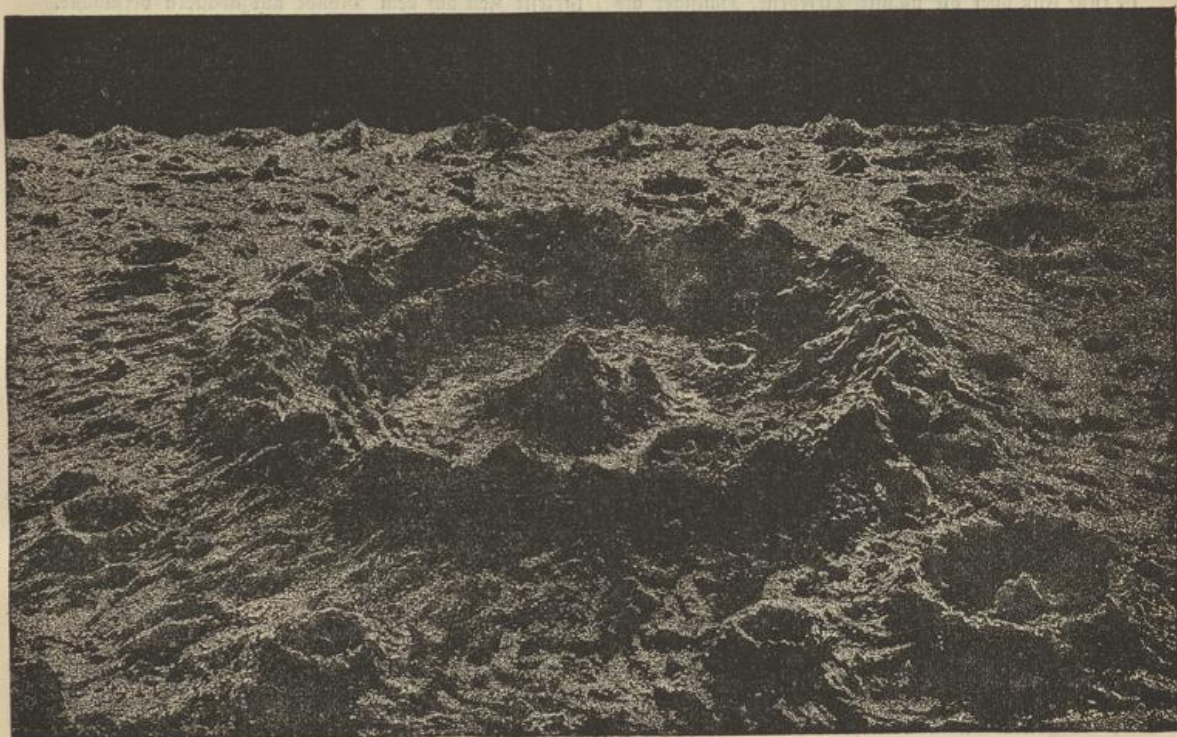
Die Hottentotten im südlichen Afrika erkennen in den schattigen Stellen die Gestalt eines Hafens und erzählen darüber folgende Geschichte: Der Mond er-

theilte einst dem Hasen den Auftrag, den Menschen diese Botschaft zu überbringen: „Wie ich sterbe und wieder erneuert werde, so werdet auch ihr sterben und wieder erneuert werden.“ Der Hase aber richtete aus: „Ihr werdet sterben wie der Mond, doch nicht erneuert werden wie jener.“ Darob erzürnt, schleuderte der Mond einen Stoß nach dem Hasen und spaltete ihm die Lippe. Deshalb genießen die Hottentotten noch heute nichts von dem Fleische dieses Thieres. Die Zunahme des Mondes begrüßen sie mit Gesängen und Tänzen, während einer Mondfinsterniß dagegen singen sie Klagelieder.

Die Bewohner des äußersten Nordens der Erde, die Grönländer, erzählen: Einst spielte ein Seehundsjäger, Aninka, mit Malina, einem Mädchen, blinde Kuh. Dieses schwärzte sich die Hand mit Ruß und fuhr ihm

damit ins Gesicht; als darob Aninka ergrimmt, entfloß sie an den Himmel und ward zur Sonne. Der Seehundsjäger mit dem besleckten Gesicht verfolgte sie dahin und wurde zum Mond. Seither bemüht er sich vergeblich, das Mädchen zu fangen und wird darüber müde und magert ab, darum sucht er auf der Seehundsjagd Stärkung und verschwindet; nach seiner Rückkehr gewinnt er allmählich wieder sein volles Gesicht, und die Verfolgung wiederholt sich. Die schwarzen Flecken aber bleiben ihm.

In ganz Europa verbreitet ist die Vorstellung vom Mann im Monde, der ein Bündel mit Holz trägt. Johann Peter Hebel erzählt das Märchen in seinen alemannischen Gedichten in der allbekanntesten sinnigen Weise. Dieter war ein Nichtsmutz, der das Beten veräuerte, auch nichts vom Arbeiten wissen mochte. Desto



Mondkrater.

mehr dachte er ans Trinken, und da er kein Geld dazu hatte, nahm er in Haus und Feld, wo er etwas zu nehmen fand. Eines Sonntags stand er frühe auf, ging in den nahen Wald, hieb die schönsten jungen Buchen um und machte Bohnenstecken daraus. Eilig tritt er damit den Rückweg an, ohne sich umzusehen, und ist schon fast zu Haus. Da rauscht ihm etwas ins Ohr: „Jetzt, Dieter, geht's einen andern Weg, jetzt, Dieter, komm mit mir.“ Und seitdem ist der Dieter von der Erde verschwunden, aber dort oben steht er in der Einsamkeit, im Gebüsch, haut junge Buchen um und haucht in die Hände. Da muß er Tag aus, Tag ein arbeiten, und das Trinken hat ein Ende.

So leicht aber wie diese Fabeln kann sich die Wissenschaft die Beantwortung jener Fragen nicht machen. Durch die in unseren Tagen so erstaunlich vervollkommneten Fernrohre ist uns ein lehrreicher Blick in die ferne Welt des Mondes eröffnet, so daß uns einzelne Theile desselben genauer bekannt sind als große Gebiete der Erde, wie z. B. die Polargegenden und das Innere Afrikas und Neuseelands.

Die Umrisse von Licht und Schatten, die schon dem bloßen Auge wahrnehmbar sind, unterscheidet man durch das Fernrohr als Bergketten und Ebenen. Da man die letzteren früher für Meere ansah, so hat man für sie die Benennung mare, d. h. Meer, beibehalten,

und man findet auf den Mondkarten ein mare nubium (Meer der Wolken), ein mare tranquillitatis (Meer der Stille), ein mare serenitatis (Meer der Heiterkeit) und andere mehr. Diese großen ausgedehnten Flächen hängen oft miteinander zusammen, und ihre Ränder sind häufig von hohen Gebirgszügen umschlossen.

Die Gebirge, welche unsere Aufmerksamkeit am meisten auf sich ziehen, sind von denen unsrer Erde sehr verschieden. Selten zu längeren Zügen geordnet, dagegen öfter durch tief einschneidende Thäler unterbrochen, ragen ganz vereinzelt dastehende Berge zu einer beträchtlichen Höhe empor. Für die Beobachtung am günstigsten ist das sogenannte Apenninengebirge, das sich von Norden her bis ziemlich in die Mitte ausdehnt; die höchsten Gipfel erheben sich bis nahe an 17,000 Fuß über die nächste Tiefebene. Häufiger als die Kettengebirge sind die Ringgebirge und Krater, die sowohl durch das Fremdartige ihrer Gestaltung als durch ihre Ausdehnung unser Erstaunen erregen. Der Krater des größten europäischen Vulkans, des Atna, hat eine Weite von 4000 Fuß, gewiß ein gewaltiger Schlund, auf dem Monde aber sind Krater von dieser Ausdehnung sehr gewöhnlich. Gegebene Abbildung versucht dem Leser eine Vorstellung von einem solchen zu bieten. Die hohen gewaltigen Wallebenen, die nach außen sich sanft abdachen, nach innen aber steil abfallen, umschließen eine kesselartige Vertiefung, die bei einzelnen 4000 Fuß beträgt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ungeheurere vulkanische Kräfte thätig gewesen sein müssen, um diese kolossalen Ringgebirge und Krater hervorzubringen.

Vergleicht man die angegebene Höhe einzelner Mondberge mit derjenigen unsrer Erdgebirge, so findet man, daß die Gebirge des Mondes verhältnißmäßig, besonders wenn man den kleineren Durchmesser des Mondes in Betracht zieht, die unsrigen an Höhe übersteigen. Man hat den verschiedenen Bergen die Namen großer Gelehrten, besonders Sternkundiger beigelegt; so gibt es ein Gebirge Plato, Eratosthenes, Ptolemäus, Tycho, Copernicus, Kepler u. s. w. Eine andere höchst sonderbare Erscheinung sind die sogenannten Killen, spaltenartige Vertiefungen, die theilweise die beträchtliche Länge von 20 Meilen erreichen. Sie sind meist gradlinig, selten gebogen und durchschneiden bisweilen Krater; eine einzige gleicht in ihren Windungen einem Flusse. Man hat diese sonderbaren Gebilde auf verschiedene Weise zu erklären gesucht. Manche möchten in diesen Linien gerne die Werke der Mondbewohner, etwa Landstraßen, erblicken, eine Annahme indeß, welche nicht haltbar erscheint; am wahrscheinlichsten ist, daß die Killen ihre Entstehung derselben Ursache wie die Krater verdanken.

So weicht also die Gestaltung der Oberfläche des Mondes gar sehr von der unsrer Erde ab. Wichtiger noch ist, daß dem Monde eine Lufthülle fehlt. Den Schluß, daß dies der Fall ist, hat man unter Anderem in Folge der Beobachtung der Sternbedeckungen gemacht. Wie

bekannt, gelangen von der Sonne Strahlen auf die Erde; ehe sie da ankommen, müssen sie die Lufthülle durchdringen, welche unsere Erde umgibt. Dadurch verlieren sie an ihrer ursprünglichen Stärke. Würde nun auch den Mond dieselbe Luft einhüllen wie die Erde, so müßten uns die Sterne, sobald sie in ihrem Laufe in die Nähe des Mondes kommen, ebenfalls in ihrem Glanze schwächer erscheinen, als wenn wir sie im freien Weltraume erblickten. Die sorgfältigsten Beobachtungen haben aber nie die kleinste Verminderung im Glanz der betreffenden Sterne wahrnehmen lassen. Daher ist anzunehmen, daß der Mond entweder gar keine Atmosphäre besitzt oder nur von einer überaus feinen und niedern Lufthülle umgeben ist, die ganz und gar nicht mit der unsrigen verglichen werden kann, so daß wohl kein einziges Erdengeschöpf auch nur die aller kürzeste Zeit auf dem Monde auszubauern vermöchte.

Vom Monde sieht man den Himmel also vermuthlich auch am Tage schwarz; denn blau ist die Farbe der Lufthülle, welche die Erde umgibt, nicht die des Weltraumes. Keine Morgenröthe, kein Erbleichen der Sterne kündet dort den Aufgang der Sonne an; ganz plötzlich wie mit einem Schlage, tritt das Licht an die Stelle der Nacht. Von einem schwarzen Himmel herab, von dessen dunkler Wölbung die Erde und viele Sterne leuchten, sendet die Sonne ihre Strahlen während der Dauer von zwei Wochen<sup>1</sup>, den Boden zu unerträglicher Gluth erhitzen, und da das Sonnenlicht durch keine Lufthülle gemildert wird, so erblickt man auch dort die Sonne viel heller als auf unsrer Erde. Für unsere Augen würde dieses grelle Licht unerträglich sein und wohl Erblindung zur Folge haben.

Fehlt nun dem Monde eine Lufthülle, so folgt daraus, daß auf demselben kein Wasser vorhanden ist; denn dessen Dämpfe müßten den Mond mit einem Dunstkreis umgeben und sich zu Wolken verdichten. Aber kein schwarzer Himmel ist stets wolkenlos; kein Regen, kein Thau — so müssen wir vermuthen — benetzt den Boden; kein Lüftchen regt sich, kein Wind braust darüber hin. Stumm ist es am Boden wie am Himmel.

Diese starre Dede können wir uns unmöglich mit lebenden Wesen bevölkert denken, sie müßten denn in jeder Beziehung anders beschaffen sein als die Geschöpfe unsrer Erde. Wir könnten dort oben weder athmen noch ein gesprochenes Wort vernehmen; denn es fehlt ja die Luft, die den Schall fortpflanzt und an unser Ohr trägt. Immerhin bleibt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß doch vielleicht lebende Geschöpfe auf dem Monde existiren könnten. Denken wir nur daran, wie verschieden sich die Lebensformen auf unsrer Erde zeigen. So leben z. B. die Fische im Wasser in einer beinahe tausendmal dichteren Masse ebenso gesund und bequem als wir auf der Erde. Sollten nicht auch Wesen so ausgerüstet sein können, daß sie in einer tausendmal dünneren Luft zu leben vermöchten? Unsere Einbildungs-

<sup>1</sup> Jeder Ort des Mondes verändert nämlich während des 28tägigen Umlaufs um die Erde seine Stellung gegen die Sonne; jede einzelne Stelle desselben genießt 14 Tage das Sonnenlicht und 14 Tage hat sie Nacht.

kraft findet freilich keinen Anhaltspunkt, sich die Natur solcher Geschöpfe klar zu machen, und für alle

Zukunft werden so ferne Welten dem Menschengenisse ungelöste Räthsel darbieten. J. H.

**Verschiedenes.**

Wertschätzung der Frauen bei den Türken. Eine Dame schreibt aus Konstantinopel: „Die Schwestern vom h. Benedict hatten an verschiedene türkische Familien Bettdecken ausgetheilt, und Schwester Amalie hatte sich besonders um eine türkische Frau verdient gemacht, welche sehr krank war. Dieselbe starb, und der trostlose Wittwer wandte sich an die Nonne mit der Bitte, sie begraben zu lassen. Diese wies ihn mit seinem Anliegen an den Iman, einem mohamedanischen Geistlichen, welcher denn auch die Amtshandlung verrichtete, aber nicht zur Zufriedenheit des Leidtragenden; denn dieser kam kurze Zeit nach dem Begräbniß zu Schwester Amalie mit der Klage, der Iman habe seine Frau in der ihr geschenkten Decke begraben; es wäre doch zu viel, daß Frau und Decke zugleich verloren sein sollten. Die Schwester wollte sich natürlich nicht in die Sache mischen, der Türke aber setzte es doch durch, daß der Iman ihm die Decke wieder ausgrub, während die Frau natürlich dem dunkeln Schoß der kühlen Erde anvertraut blieb. Einige Tage später kam der Mann, welcher seine ganze Zuversicht in die Nonne gesetzt zu haben schien, abermals zu ihr und theilte ihr freudestrahlend mit, er habe jetzt Gelegenheit, für 500 Piafter Kaimehs eine hübsche Frau zu kaufen, wobei er höflich anfragte, ob seine Gönnerin nicht geneigt sei, ihm mit besagter Summe zur Gründung eines neuen Hausstandes unter die Arme zu greifen. Auf die Weigerung der Schwester ging er betrübt von dannen, und sie glaubte sich bereits seiner fortwährenden Anliegen entledigt, als er eines Tages wiederkam, um ihr zu verkündigen, die Frauen seien so bedeutend im Preise gefallen, daß er eine ganz ansehnliche umsonst haben könne. Das ganze Hinderniß seines zukünftigen Glückes liege darin, daß seine Braut die Decke der Verstorbenen nicht zur Morgengabe nehmen wolle, die Schwester möge doch ein Einsehen haben und ihm eine neue Decke und ein Körbchen mit Blumen geben, damit die Verbindung zu Stande käme. Hierzu entschloß sich denn auch die Nonne und hofft, daß für die nächste Zeit das junge Paar ihrer Hilfe nicht mehr bedürfen wird.“

Im Jahre 1876 wurden durch die deutsche Reichspost- und Telegraphenverwaltung befördert: 516,407,730 Briefe, 78,856,580 Postkarten, 31,230,302 Postamweisungen, 300,510,141 Zeitungsznummern, 49,447,910 Pakete ohne Werthangabe, im Ganzen über 1,100,000,000 Stück Briefe und Päckereien. Für die verwendeten Freimarken, Postkarten u. Streifbänder wurden 73,847,933 M. eingenommen. Postanstalten gab es 6664, Postbriefkasten 38,422; das Personal belief sich auf 56,731; Wegestrecken wurden im Ganzen zurückgelegt 116,149,348 Kilometer.

Das Telegraphennetz umfaßte 38,790,87 Kilometer Linienlänge; Telegraphenanstalten gab es 2532; das Personal bestand aus 3594 Personen. Depeschen wurden 10,649,994 befördert.

Die Gesamteinnahmen der Reichspost- und Telegraphenverwaltung beliefen sich auf 116,967,739 M., 8,813,034 M. höher als die Ausgaben.

Bei obigen Zahlen sind die Post- u. Verhältnisse von

Bayern und Württemberg nicht berücksichtigt; beide Königreiche haben bekanntlich für diese Verkehrswege besondere Verwaltungen. Bayern beförderte im Jahre 1875: 55,512,156 Briefe, Württemberg im Jahre 1874: 24,395,328 Stück.

Der Verbrauch von Kautschuk hat sich in den letzten Jahren sehr erhöht; in die verschiedenen großen Häfen Europas wurden im Jahre 1876 nahe an 10 Millionen Pfund Rohkautschuk eingeführt. Der Rohstoff wird besonders aus Südamerika und Indien gebracht; Brasilien allein liefert jährlich etwa 12 Millionen Pfund. In gehärtetem Zustande wird es häufig an Stelle von Metall angewandt, dem es wegen seiner Elastizität, Festigkeit und Leichtigkeit vielfach vorgezogen wird. Man verwendet es für allerlei Arten Maschinen, für Eisenbahnwagen, wo es sich besser bewährt als Stahlfedern, für Wasserleitungsröhren, wasserdichte Kleider, Stiefel, Kinderspielwaaren u. v. A.

**Kraamandeln.**

5.

Erste Silbe.

Ich mache Vielen Vieles weiß,  
Ich bringe Frost und manchen Gaul in Schweiß;  
Ich falle hoch, ich falle leis  
Und oftmals auch in wilden Donners Weiß.

Zweite Silbe.

Man sucht mich oft als höchstes Gut,  
Manch bitterböses Weib bringt mich in Wuth;  
Ich trag' mit Ehren meinen Hut,  
Bin anders ich ein Mann von Ehr' und Muth.

Das Ganze:

Ich bin ein armer, armer Wicht,  
Und mach ein gar so jämmerlich Gesicht;  
Zwar leid' ich niemals an der Sicht:  
Ein Strohmann aber ich bin gleichwohl nicht.

6.

Wir hüpfen im grünenden Ra'en,  
Zu lieblichen Kindern gefellt;  
Wir necken und lecken und grasen,  
Wo's Jedem am Besten gefällt.  
Und wiederum siehst du uns ziehen  
Am Himmel in fröhlichem Sinn;  
Wir kennen nicht Sorgen, nicht Mühen,  
Wie schnell auch das Leben verrinn'.

Fügst du ein I am rechten Orte ein:  
Gib Acht! bald wirst du mir gefangen sein.  
Zu Hause nach den lieben Essensstunden  
Find ich bei Tag die meisten meiner Kunden  
Und manchen auch im lieben Gotteshaus;  
Den laßt man dann sofort im Stillen aus.  
Manch Kind mich auf dem blanken Boden find't.  
Run mach' die Augen auf und rath' geschwind.

Auflösung der Kraamandel in Nr. 11:

Welle. Wille. Wolle.



### Zur gefälligen Beachtung.

Neu eintretende Abonnenten erhalten die bereits erschienenen Nummern gegen Einsendung des Betrags nachgeliefert. Wer die Nummern aufbewahrt, kann dieselben am Ende des Jahres in einen stattlichen Band binden lassen.

Das „Volksblatt“ kann bezogen werden:

1) Durch die Post (es ist im 2. Nachtrag der Zeitungspreislifte unter Nr. 4090 a aufgeführt) vierteljährlich für 40 Pf., wenn bei der Post abgeholt, für 55 Pf., wenn in's Haus gebracht.

2) Durch den Buchhandel für 55 Pf.

3) Vom „Volksblatt-Verlag“ (als Adresse genügt: Volksblatt-Verlag, Straßburg im Elßaß). Frankirte Zusendung erfolgt unter Kreuzband gegen Vorausbezahlung von

- 80 Pf. für 1 Exemplar.
- 60 „ „ 2 an dieselbe Adresse zu schickende Exemplare.
- 55 „ „ 3 „ „ „ „
- 50 „ „ 4-14 „ „ „ „
- 40 „ „ 15 u. „ „ „ „

Wird nur alle 4 Wochen die Zusendung gewünscht, so ermäßigt sich der Preis für 1 Ex. auf 55 Pf.

Es soll Sorge getragen werden, daß das „Volksblatt“ möglichst schon am Sonntag in die Hände der geehrten Abonnenten im Gebiete des Deutschen Reichs gelangt.

Männer, Frauen und Kinder, welche schwere Arbeit nicht zu verrichten vermögen, können sich leicht einen Nebenverdienst erwerben, wenn sie Abonnenten sammeln und denselben das „Volksblatt“ allwöchentlich ins Haus bringen. Die Zustellungsgebühr von jährlich 60 Pfennigen, welche sie dafür erheben dürfen, macht bei einem Bezuge von z. B. 50 Exemplaren jährlich schon 30 M. aus, und bereits jetzt werden von einzelnen Orten mehr als die genannte Anzahl Exemplare bezogen. Auch andere Blätter finden häufig auf diese Weise Verbreitung.

Die geehrten Bezieher, welche dem Blatte schon im 1sten Vierteljahr seines Bestehens ihre gütige Theilnahme schenken, werden gebeten, dies auch ferner zu thun und ihr Abonnement rechtzeitig zu erneuern, damit sie weder den von der Post bei verspäteter Bestellung geforderten „Strafgroschen“ bezahlen müssen, noch eine Unterbrechung in der Zustellung eintrete.

Der Anfang war schwer und für jede einzelne Nummer in hohem Grade verlustreich. Die an dem Blatte Arbeitenden werden sich bemühen, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren und dasselbe mehr und mehr dem Ziele zuzuführen, daß es ein rechtes Volksblatt werde. Der Herausgeber dankt allen Freunden desselben herzlichst für die ihm bisher geschenkte Theilnahme und — Nachsicht.

## Anzeigen.

Als passende

### Oster- und Confirmationsgeschenke

empfehlen eine reiche Auswahl prachtvoller Bilder und Buchzeichen mit Blumeninitialen u. christl. Sprüchen (6 Größen), à 2.50 M., 1 M., 75 Pf., 40 Pf., 25 Pf., 10 Pf. per Stück, ferner feine Briefpapiere mit Monogramm in eleganten Cartons à M. 1.80 und M. 1.60

Müller-Vogtenberger,  
Gravir- u. Prägeanstalt,  
Straßburg i/E., Rabenplatz, 5.

### W. Spindler's Färberei, Druckerei und chemische Reinigungsanstalt,

Konnesfeldt's vorzüglichen Thee,  
Sprengel's reines, entöltes Cacaopulver  
empfiehlt

L. Meyer-Nicolay,  
Straßburg i/E., Brandgasse 6,  
gegenüber der Mairie.

In dem Schottischen Saale in Straßburg, Schlossergasse 14, wird am Sonntag, den 24. März, Nachmittags 4 Uhr in der deutschen Sprache Gottesdienst abgehalten werden.

Verausgeber: Dr. Chr. S. Göttinger; Straßburg im Elßaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.

## Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekanntwerden derselben zu erleichtern, versende

1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten  
Camarite, Corinther, Ella, Kalliste, Vino di Bacco,  
Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss  
und roth, Vino Rose.

Flaschen und Kiste frei à M. 17. 10.

Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco.

Neckargemünd. J. F. Menzer.

## Pastoria.

20 für das Stiftungshaus  
gingen in 1866 Gaben 2910 M. ein.

— Chr. S. Göttinger —  
Jesus Christus u. seine Kirche.  
106 Bilder.  
Im Buchhandel 1 M., beim Verfasser  
in Straßburg i. E. 80 Pf.

— Der Krieg 1870—71. Mit  
64 Porträts u. vielen Denkprüchen.  
2. Auflage. 1 M. 60, beim Verfasser  
1 M. 80. — Vielfach für Schüler be-  
gehrt und empfohlen (s. 22. März ic).

Von beiden Schriften nahezu 40,000 Exemplare verbreitet.